Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 2. Posen, den 8. Januar. 1882.

Eine Wette.

Novelle von C. Fontane.

Ein trüber November-Abend senkte sich auf Berlin herab, geschäftig eilten die Laternenanzünder die Straßen entlang, um ihres Amtes zu warten, doch die unter ihrer geübten Hand schnell nacheinander aufflammenden Laternen vermochten kaum den dichten Nebel zu durchdringen, der Alles in seine feuchten Schleier hüllte. Aber nur in den entlegeneren Straßen der Residenz wurde den Passanten diese verdunkelnde Wirkung des Nebels lästig. In den belebten Stadttheilen entzündeten sich nun auch rasch die Flammen in und vor den dort in großer Menge befindlichen eleganten Läden und erhellten die belebten Trottoirs.

Vor dem Schaufenster eines Juwelier-Ladens in der Friedrichsstraße blieb eine jugendliche Dame stehen und betrachtete die dort ausgelegten Herrlichkeiten mit einem Interesse, welches dem geübten Auge die Kleinstädterin verrieth. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen und das hübsche frische Gesicht ein wenig erhoben, um einen besonders schön gearbeiteten Schmuck näher in Augenschein zu nehmen. Ganz von dem Gegenstande ihrer Betrachtung in Anspruch genommen, hatte sie es nicht bemerkt, daß ein vorübergehender junger Mann, von ihrem Anblick gefesselt, zögernd stehen blieb und dann scheinbar ebenfalls das Schaufenster musternd, sie unter seiner Brille hervor mit unverhohlener Bewunderung beobachtete.

Jetzt aber wandte sie sich zum Weitergehen und den auf sie gerichteten Blick des neben ihr Stehenden bemerkend, zog sie erröthend den Schleier herab und beschleunigte ihre Schritte.

Assessor Waldow, so hieß der Held unserer Erzählung, welchen wir hiermit dem geneigten Leser vorstellen, gehörte keineswegs zu jener, heutigen Tages leider sehr zahlreichen Gattung von jungen Leuten, welche jedem hübschen Gesicht ohne Weiteres nachlaufen. Er war im Gegentheil für weibliche Reize sonst nicht leicht empfänglich; in den wenigen Gesellschaften, die er mehr nothgedrungen als freiwillig besuchte, befleißigte er sich den Damen gegenüber regelmäßig einer gewissen Zurückhaltung, die ihm namentlich von den Müttern heirathsfähiger Töchter sehr übel genommen wurde und ihm vielfache Neckereien seiner Freunde eintrug. Uebrigens wurzelte seine Zurückhaltung keineswegs in einer allgemeinen Abneigung gegen das schöne Geschlecht. Der gute Assessor, seiner Persönlichkeit nach ein recht hübscher, stattlicher Mann, hatte in seinen Knabenjahren, wie die meisten seiner Altersgenossen, ein gewisses linkisches Wesen gehabt. In dem Uebergangsstadium vom Knaben zum Jüngling, wo diese Unbeholfenheit gewöhnlich recht grell hervortritt, hatte man ihn leider im elterlichen Hause damit stets verspottet, und dadurch hatte sich in seinem zur Empfindlichkeit neigenden Gemüth ein gewisser Trotz entwickelt, der ihn häufig veranlaßte, die Gesellschaft junger Leute, besonders junger Mädchen, zu meiden, um sich nicht in Folge irgend eines ihm passirenden Ungeschicks zum Gegenstande allgemeiner Heiterkeit gemacht zu sehen. Auch seine Universitätsjahre boten ihm wenig Gelegenheit zur Ausbildung in gesellschaftlichen Formen, und das seichte, oberflächliche Wesen, welches in den geselligen Kreisen vielfach dominirt, konnte auf ihn wenig Anziehung auf ihn üben. Dazu kam, daß er an einer hochgradigen Kurzsichtigkeit litt und auf der Straße stets in Sorge war, irgend einer bekannten Dame gegenüber den schuldigen Gruß zu versäumen, was ihm leider auch nicht selten begegnete, und sich dadurch noch den letzten Rest von Gunst zu verscherzen. So war es denn kein Wunder, daß er sich später, als der Beginn seiner juristischen Laufbahn ihn in die geselligen Kreise seiner Kollegen führte, dort bald den Ruf eines Sonderlings erwarb und von den Damen wenig beachtet wurde.

Man würde dem Assessor übrigens Unrecht thun, wenn man annehmen wollte, daß er sein Mißgeschick irgendwie tragisch genommen hätte. Er hatte sich vielmehr mit Humor in sein Schicksal gefunden und entschädigte sich durch den Verkehr mit einem nicht zahlreichen aber gewählten Freundeskreise für den Mangel an Erfolg bei dem schönen Geschlecht.

Heute aber hatte ihn doch dieses allerliebste frische Gesicht mit den groß aufgeschlagenen, braunen Augen eigenthümlich gefesselt, so daß er ganz gegen seine sonstige Gewohnheit einen Moment stehen blieb, um den Gegenstand seines Interesses näher in's Auge zu fassen. Ja noch mehr, er that etwas bei ihm sonst Unerhörtes, er folgte der schlanken Gestalt, als sie jetzt mit leichten, elastischen Schritten ihren Weg fortsetzte, er bemühte sich sogar, möglichst in ihrer Nähe zu bleiben und versuchte die Farbe ihres Haares zu ergründen, dessen starke Flechten von dem leichten Hütchen nur theilweise bedeckt wurden.

Noch war er über diesen Punkt nicht ganz mit sich im Reinen, als sie plötzlich von der Straße abbog und in der Hausthür eines Eckhauses verschwand. Aber ehe sie verschwand, hatte sie — und hier hatte der Assessor sich trotz seiner Kurzsichtigkeit nicht getäuscht — einen Blick zurückgeworfen, der unzweifelhaft ihm galt und den man keineswegs unfreundlich nennen konnte.

Unschlüssig blieb er einen Moment stehen, ging noch einige Male in der vergeblichen Hoffnung, daß sie vielleicht wieder zum Vorschein kommen werde, vor dem Hause auf und ab und setzte dann, ganz von dem Gedanken an die hübsche Unbekannte erfüllt, seinen Weg fort.

Je mehr indeß die gewohnte, ruhige Ueberlegung wieder bei ihm in ihre Rechte trat, um so befremdlicher erschien es ihm nun selbst, daß ihn, den bisher für weibliche Anmuth so Unempfänglichen, ihn, der sich bereits in den Gedanken gefunden hatte, sein behagliches Junggesellenleben niemals aufzugeben, ein anziehendes Gesicht so aus dem gewohnten Gleichgewicht bringen könnte. Und doch war es so, und er konnte die Thatsache nicht leugnen.

Die nette Garçonwohnung, welche Waldow in der Charlottenstraße inne hatte, und in welcher wir ihn eine halbe Stunde später wiederfinden, bot durchaus nicht jenes Bild genialer Unordnung, welches man in solchen Räumen recht oft sieht, und auf welches deren Inhaber sogar nicht selten einen gewissen Werth legen. Alles war sauber und akkurat, aber doch war es nicht behaglich darin, und unser Freund empfand dies eigentlich heut zum ersten Male. Er wollte die Lampe anzünden und fand die Zündhölzer erst nach längerem Suchen. Dann fühlte er den Ofen an, denn er war von dem feuchten Nebel recht durchkältet, aber seine sonst so sorgliche Wirthin hatte nicht geheizt, da er sonst um diese Zeit nicht nach Hause kam, und er dachte, während er es sich nun bequem machte und eine Zigarre anzündete, heute zum ersten Male daran, daß es doch eigentlich angenehmer wäre, wenn er beim Nachhausekommen ein beleuchtetes und behaglich erwärmtes Zimmer vorfände und in demselben von einem hübschen Weibchen begrüßt würde.

Er mußte nun selber über den Gang lachen, welchen seine Gedanken genommen hatten, und mit bedeutend verbesserter Stimmung setzte er sich an den Schreibtisch, um die Prozeßsache „Süß contra Bitter“ vorzunehmen, in welcher er morgen einen Termin abzuhalten hatte.

Anfangs ging es ganz gut, und der Sachverhalt war ihm ziemlich klar, aber nun kam er zu der Aussage einer Zeugin: „Fräulein Anna Braun, 20 Jahre alt, unbescholten.“ „Anna ist ein hübscher Name“, dachte er, „vielleicht heißt sie auch Anna, sie sieht mir ganz danach aus. Und 20 Jahre alt. — Nun ja, so alt konnte sie füglich auch sein, älter aber nicht, auf keinen Fall.“ — — — —

Seine Gedanken schweiften weit ab von „Süß contra Bitter“, sogar die Zigarre war ihm darüber ausgegangen. Aergerlich warf er die Akten auf den Tisch und stand auf. Er sah nach seiner Uhr und legte dann mit einem kurzen Entschluß den behaglichen Schlafrock ab, um sich nochmals zum Ausgehen anzukleiden.

* * *

Im Höfer'schen Restaurant in der Charlottenstraße saßen an einem kleinen Ecktische zwei junge Männer von ziemlich gleichem Alter. Sie zählten augenscheinlich zu den sogenannten Stammgästen des Lokals, das sah man an der Zuvorkommenheit, mit welcher ihnen der Kellner soeben die neuesten Abendzeitungen auf den Tisch legte.

„Wo nur Waldow heut bleibt?“ sagte Dr. Reinhardt, der eine der Beiden, mit einem Blick auf seine Taschenuhr. „Er, sonst immer der Pünktlichste, verspätet sich heute ganz auffallend.“

„Vielleicht kommt er überhaupt nicht“, entgegnete der Andere. „Wenn ich nicht irre, sprach er neulich von einem nahe bevorstehenden Thee bei seinem Chef, den er leider nicht vermeiden könne. Doch nein, da ist er ja schon“, setzte der Sprecher mit einem Blick nach der sich öffnenden Thür hinzu.

Die drei jungen Männer hatten vor einigen Jahren gemeinsam ihre Studien an der Universität Berlin absolvirt und waren seitdem Freunde geblieben. Dr. Reinhardt war Mediziner und hatte eine mäßige, aber für seine Bedürfnisse ausreichende Praxis. Er hatte sich kürzlich verlobt, da jedoch seine Braut außerhalb Berlins wohnte, so hatte er den gewohnten Platz am Stammtisch noch nicht aufgegeben. Franz Koenen, der zweite der Freunde war eigentlich Jurist, hatte jedoch die kaum begonnene Staatskarriere bald wieder aufgegeben, um die journalistische Laufbahn einzuschlagen und war Redakteur an einem der gelesensten Blätter der Residenz.

Ein Vierter im Bunde, Namens von Breitenfeld, ebenfalls Jurist, war vor einem Jahre als Gerichts-Assessor in eine kleine Stadt versetzt worden, hatte den Freunden vor einigen Monaten seine Verheirathung mit der Tochter seines Direktors angezeigt, dann aber nichts mehr von sich hören lassen.

„Die unausbleibliche Folge des Heirathens“, pflegte Waldow halb scherzend, halb ernst zu sagen. „Auch mit Dir, Freund Reinhardt, wird es trotz Deiner gegentheiligen Versicherungen nicht anders gehen. Schon jetzt bist Du nur noch mit halber Seele bei uns, und hast Du erst eine junge Frau im Hause, so sind die alten Beziehungen bald vergessen.“ — Waldow hatte die Freunde begrüßt und seinen gewohnten Platz eingenommen. Der geschäftige Kellner brachte Bier und die Speisekarte, und die Unterhaltung kam in Gang.

Koenen, der mit einem vorzüglichen Humor begabt war, erzählte verschiedene Vorkommnisse des Tages in seiner pikanten Weise. Aber während der Doktor auf seine Scherze lebhaft einging, zeigte Waldow eine gewisse Zerstreutheit, die den Anderen auffiel.

„Dir ist etwas Besonderes begegnet, alter Freund“, sagte Doktor Reinhardt endlich zu ihm. „Leugne nicht, ich sehe es Dir an.“

„Wieso?“ fragte Waldow, zerstreut von der Zeitung aufblickend, welche er halb gedankenlos in die Hand genommen hatte.

„Jeder Arzt ist Physiognomiker, oder soll es wenigstens sein“, fuhr Reinhardt lachend fort.

„Ich schau Dich an und Wehmuth zieht mir in's Herz hinein!“ deklamirte Koenen. „Gestehe, Angeklagter! Entweder hast Du einen Prozeß verloren oder — Du bist verliebt.“

„Das ist es, das ist es!“ rief der Doktor dazwischen. „Verliebt ist er! Sieh diesen Anflug von Schwärmerei in seinen Augen, die er vergebens unter der Brille zu verbergen sucht.“

„Mit Euren ewigen Possen“, sagte Waldow halb ärgerlich, halb lachend. „Und wenn ich es nun wäre, wäre das etwas so Wunderbares?“

Mit dieser unvorsichtigen Aeußerung trieb er aber die Heiterkeit der Freunde auf die Spitze.

Der Gedanke, daß Waldow, der Weiberfeind, wie sie ihn sonst zu nennen pflegten, sich verlieben könnte, reizte namentlich die Spottlust des übermüthigen Koenen auf's Höchste.

Waldow ließ die Scherze der Freunde eine Zeit lang ruhig über sich ergehen, er war ja daran gewöhnt. Trotzdem fühlte er sich heute unangenehm davon berührt und in seiner Eigenliebe verletzt. Es wollte ihm so scheinen, als trauten die beiden übermüthigen Freunde ihm alles Ernstes nicht die Fähigkeit zu, ein weibliches Herz zu gewinnen.

„Wenn Ihr meint, daß ich vom Schicksal absolut zum Cölibatär prädestinirt sei“, sagte er endlich pikirt, „so könnte ich mich doch fast versucht fühlen, Euch das Gegentheil zu beweisen.“

„Ausgezeichnet!“ rief der Doktor. „Beweisen sollst Du, beweisen! Was gilt die Wette?“

„Ich schlage ein Souper bei Hiller vor“, proponirte Koenen.

„Aber die Frist — ich plaidire für eine geräumige Frist.“

„Nun, ein Jahr wird wohl genügen“, meinte der Doktor, „nicht wahr, Assessor? Oder brauchst Du mehr Zeit?“

„Also ein Jahr“, fiel Koenen wieder ein, „das ist Zeit genug, der Doktor versteht sich ja darauf. Wie ist es, Waldow, hältst Du die Wette?“

„Meinetwegen“, antwortete Waldow, von dem Uebermuth der Freunde halb und halb angesteckt.

„Also wir erhalten innerhalb eines Jahres — laßt sehen, heut ist der 15. November — also spätestens am 15. November des nächsten Jahres Deine Verlobungs-Anzeige oder“ —

„Eine Einladung zu einem splendiden Souper bei Hiller“, ergänzte der Assessor. „Aber nun laßt es für heute genug sein. Sprechen wir von etwas Anderem.“

Es reute ihn schon halb und halb auf den Scherz eingegangen zu sein, aber er hatte wenigstens damit erreicht, daß den Neckereien der Freunde vorläufig ein Ziel gesetzt war, die ihm, er wußte selbst kaum weshalb, gerade heute unangenehm wurden. Dr. Reinhardt, welcher dies bemerkte, hatte denn auch Takt genug, um die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand zu lenken.

„Ich kann Euch heut übrigens etwas Neues mittheilen“, sagte er. „Meine Braut schrieb mir vor einigen Tagen, daß ihr Bruder, der Lieutenant bei der Infanterie ist, nächstens nach Berlin kommen und mich aufsuchen würde. Ich war einigermaßen neugierig, den jungen Mann kennen zu lernen, der, soviel ich aus gelegentlichen Aeußerungen seiner Angehörigen entnommen habe, gewissermaßen das enfant terrible der Familie ist und dem Alten schon viel Sorgen gemacht hat. Durch einflußreiche Verwandte ist jetzt seine Versetzung von Breslau, wo er ein sehr flottes Leben geführt zu haben scheint, zu einem der märkischen Regimenter erwirkt worden. Er ist nun in einer kleineren Garnisonstadt, wo er weniger Gelegenheit zu tollen Streichen hat, nämlich in P.“

„In P., wo Breitenfeld wohnt?“ fragte Koenen dazwischen.

„Ganz recht“, entgegnete der Doktor. „Mein zukünftiger Schwager, der übrigens, wie ich hier einschalten will, äußerlich meiner Braut zwar sehr ähnlich, in Gemüth und Charakter aber, wie ich sehr bald bemerkte, dafür um so unähnlicher ist, hat in P. bereits Besuche gemacht und ist natürlich auch bei Breitenfelds gewesen. Er brachte mir Grüße von unserem Freunde und, was Euch ja besonders interessiren wird, die Mittheilung, daß Breitenfeld's Versetzung nach Berlin in naher Aussicht steht.“

„Ich habe davon gehört“, bemerkte Waldow, „wußte aber

nicht recht, ob ich Gewicht auf die Mittheilung legen sollte. Bisher habe ich immer gehört, daß er sich in P. sehr wohl fühle."

„Allerdings", sagte der Doktor, „und besonders seiner Frau wird die Trennung von den Ihrigen nahe gehen, aber die Versetzung erfolgt, wie ich höre, unter so günstigen Verhältnissen, daß Breitenfeld ein Thor wäre, wenn er nicht darauf einginge. Er ist als Hilfsarbeiter an das Oberlandesgericht berufen."

„Ich gönne es ihm von Herzen", bemerkte Waldow. „Er ist ein Mensch von großer Befähigung und eisernem Fleiß."

„Ich glaube aber kaum", sagte Koenen, der bis dahin schweigend zugehört hatte, „daß Breitenfeld besondere Neigung haben wird, hier in Berlin die alten Beziehungen zu uns wieder aufzunehmen. Im Besitz einer jungen, liebenswürdigen Frau wird er wohl nur in besonderen Ausnahmefällen, vielleicht wenn seine Frau einen großen Kaffee giebt, den Weg zu Höfer finden. — Was meinst Du, Waldow?" wandte er sich mit kaum unterdrückter Spottlust an diesen. „Das ist ja wohl immer die natürliche Folge des Heirathens?" Er schnitt dabei ein so melancholisches Gesicht, daß der Doktor laut auflachte.

„Die natürliche Folge", entgegnete der Assessor, „und in dem vorliegenden Falle um so wahrscheinlicher, als ihm die Wahl zwischen der Unterhaltung seiner Frau und Deinen mitunter doch etwas von Meidinger angehauchten Witzen nicht allzu schwer werden dürfte."

Er klappte unter allgemeiner Heiterkeit den Deckel seines Seidels energisch zu und gab das Signal zum allgemeinen Aufbruch, indem er den Kellner zur Berichtigung seiner Zeche herbeiwinkte.

(Fortsetzung folgt.)

Letzte Worte.

Unter dieser Ueberschrift bringt die „Bresl. Ztg." eine interessante Abhandlung aus der Feder Müller's aus Guttenbrunn, der wir die nachstehenden Stellen entnehmen. Der Verfasser geht davon aus, daß nach Elliot Tod nur ein kleines Wort sei, aber Sterben ein großes. Montaigne nenne das Sterben die merkwürdigste Handlung im Leben des Menschen und sage: „Wäre ich ein Büchermacher, ich machte ein Register mit Noten mit den verschiedenen Arten zu sterben, welche die Menschen lehren sollten — sterben, sie lehren sollten — leben. Müller kommt sodann zu dem Schluß, daß man einen Menschen überhaupt nur beurtheilen könne, wenn man nicht sein Sterben mit auf die Wagschale lege. Das sei mit das Charakteristischste an dem ganzen Charakter. Bringen wir z. B., um Einen von Hundert zu nennen, Theodor Körner „ohne die Größe und den Ruhm seines Endes auf die Wagschale". Sein Tod erst hat ihm die Unsterblichkeit im Herzen des deutschen Volkes gesichert.

Wie sterben wir? — fährt dann der Verfasser fort. Ich habe die Antwort auf diese Frage in der Geschichte gesucht und mich an das Sterbelager der Menschheit gesetzt, um ihre letzten Athemzüge zu belauschen und mir ihre letzten Worte aufzuzeichnen. Diese sind gar oft sehr charakteristisch und eröffnen uns plötzlich einen Einblick in das innerste Wesen räthselhafter Charaktere.

Die Menschen legten von jeher Gewicht auf die letzten Worte eines Sterbenden. Wohl mag so manches der uns erhaltenen letzten Worte erfunden sein, aber daß dieselben zumeist gut erfunden sind, d. h. ganz im Geiste Derer, denen sie zugeschrieben werden, das beweist uns, daß man dem letzten Worte stets eine gewisse psychologische Bedeutung zusprach. Und nicht mit Unrecht. Es giebt letzte Worte, die den Gipfel eines Menschenlebens bilden, welche die Summe eines langen Lebens und Strebens aussprechen und uns zeigen, daß dem Sterbenden oft die Erkenntniß wird, die dem Lebenden versagt war. Aus diesem letzten, oft imposanten Aufleuchten der Lebensflamme haben phantasiereiche und wundersüchtige Menschen häufig sehr weitgehende Schlüsse gezogen. Hölderlin läßt seinen Empedokles sagen:

„Am Scheidetage weissagt unser Geist,
Und Wahres reden, die nicht wiederkehren."

Meister im Sterben waren die Griechen und Römer. Thales, einer der sieben Weisen Griechenlands, lehrte: Leben und Sterben seien vollkommen gleichgiltig; und als ein Kluger an ihn mit der Frage: warum er denn nicht stürbe? herantrat, antwortete er: Eben darum, weil es mir zu gleichgiltig ist. Und er blieb diesem Satze auch in seiner letzten Stunde getreu. Aber das glänzendste Beispiel eines philosophischen Todes bietet Sokrates, der, um mit Montaigne zu reden, einen Tod starb, „der Zeit hatte". Dreißig Tage konnte er sich zum Tode vorbereiten, und er that dies auch. Als dann in der letzten Stunde seine Schüler ihn umringten, unterhielt er sich noch mit ihnen über seinen Lehrsatz von der Unsterblichkeit der Seele und schloß, indem er den Giftbecher ergriff: „Es ist jetzt Zeit, daß wir uns trennen; ich, um zu sterben, ihr, um zu leben. Welches von beiden das bessere Loos ist, weiß nur Gott allein." Platon starb als ein würdiger Schüler des Sokrates, und Diogenes als ein echter Cyniker, wie er gelebt, auf der Landstraße bei Olympia. „Es sei ihm einerlei", sagte er den Freunden, die ihn sterbend fanden, „ob ihn die Raben oder die Würmer fressen". Nicht minder charakteristisch waren die letzten Worte des Perikles. Seine Freunde hielten ihn bereits für todt und sprachen über ihn, all' seine Tugenden rühmend, da richtete er sich nochmals auf und sagte: „Das, was ihr da nennt, sind Vorzüge, die auch Andere gehabt; das Größte und Schönste an mir ist: kein wirklicher Athener hat jemals durch meine Schuld ein schwarzes Kleid getragen." So starb der größte Mann, der über das freie Athen geherrscht.

Zahlreicher als aus jeder anderen Geschichtsperiode sind die „letzten Worte", die aus der Zeit der Römer auf uns gekommen sind, und viele derselben sind allgemein bekannt, so namentlich die von Cäsar, Brutus und Augustus. Ein würdiges Seitenstück zu den Worten des Letzteren („Klatscht Beifall, Freunde, die Komödie ist aus!") bilden die weniger bekannten des Vespasian. Er rief sterbend den ihn Umgebenden voll Hohn zu: „Weh', ich glaube, ich werde ein Gott!" Auch Nero's letzte Worte sind höchst charakteristisch, sie sind eine gradezu klassische Parodie auf das ganze Leben dieses Scheusals. Als die Reiter, die ihn lebendig gefangen nehmen sollten, ihm schon auf den Fersen waren, tödtete er sich selbst und rief dem Centurio, der auf ihn zutrat, die Worte entgegen: „Zu spät! So erfüllst Du Deine Pflicht?"

Nicht uninteressant ist es, die letzten Worte der größten Religionsstifter: Confucius, Buddha, Christus und Mohamed, neben einander zu stellen: Confucius, den man den Erzieher des Menschengeschlechts genannt hat, weil er als Apostel der Tugend und Gerechtigkeit predigend in China umherzog und die Volserziehung als sein höchstes Ziel anstrebte, Confucius, der vor 2300 Jahren lehrte: „Die Religionen sind verschieden, die Vernunft ist nur Eine, wir Alle sind Brüder" — er starb mit den bitteren Worten: „Es ist mir nicht gelungen!" Und Buddha, der Erleuchtete, sagte: „Alles ist dauerlos!" Wie Christus starb, ist uns Allen bekannt. Mohamed's letzte Athemzüge gaben seinen Sklaven die Freiheit; er befahl noch, seine Güter unter die Armen zu vertheilen und starb mit den Worten: „Zu den höchsten Gefährten im Paradies!"

Das Christenthum lehrte die Todesverachtung, indem es auf ein besseres Jenseits hinwies, und es lehrte seine Jünger sterben, indem es denselben für alle Leiden auf dieser Erde dort den reichsten Lohn verhieß; in diesem Glauben starben die christlichen Märtyrer mit einer bis dahin ungekannten Größe. Bonifacius, der Apostel der Deutschen, gab in seinen letzten Worten dem Gedanken Ausdruck, der Alle aufrecht erhielt, die für ihren Glauben starben: „Fürchtet Die nicht, die nur den Leib tödten, nicht aber der Seele schaden können!"

Wie tief das Christenthum die Herzen der Menschen durch-

drang, beweist mehr noch als die Todesverachtung seiner Märtyrer ein flüchtiger Blick auf die Sterbestunde seiner Bekenner. Die letzten Gedanken gehören ihrem Gott und mit Christi Worten auf den Lippen scheiden sie aus dem Leben. Ueberaus häufig treten uns in der Geschichte die Worte: „Es ist vollbracht!" und „In deine Hände, o Herr!" als die letzten entgegen. Torquato Tasso z. B., diese Christusgestalt unter den Poeten, starb mit den Worten: „In deine Hände, o Herr!" Ebenso Thomas Becket, der muthige Erzbischof von Canterbury, Wenzel von Böhmen und viele, viele Andere. Karl V. erlaubte sich sterbend die selbstbewußte Variation: „In deine Hände habe ich deine Kirche übergeben."

Wie viel Wahrheit in der Behauptung Montaigne's liegt, die Art unseres Sterbens gehöre mit zum Charakterbilde des ganzen Menschen, will ich an einigen interessanten und charakteristischen Beispielen darthun: Gregor VII., der gewaltige Papst, der Heinrich IV. als Büßer zu seinen Füßen gesehen, starb im Exil; aber nicht gebrochen durch das Urtheil seiner Zeitgenossen, nein, er richtete sich sterbend auf und sprach die stolzen Worte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, deshalb sterbe ich in der Verbannung." Cromwell, der verschlossene Puritaner, in dessen Herz zu blicken Niemandem vergönnt war, fragte in der letzten Stunde seinen Priester: „Kann man aus der Gnade des Himmels fallen, wenn man jemals darin war?" Der Priester verneinte und Cromwell sprach erleichtert: „Ich bin gewiß, einst darin gewesen zu sein." Seine letzten Worte waren: „Ich bin erlöst!" Und Loyola, der Schöpfer des Jesuiten-Ordens, wie starb er? Mit dem Hochgefühl eines geglückten Strebens erhob er sich: „Ueber alle Länder der Erde . . . es ist gelungen!" (Wer kann hier den wehmüthigen Gedanken an die Worte des göttlichen Confucius unterdrücken: „Es ist mir nicht gelungen!" Rabelais, der größte Satiriker seines Jahrhunderts, ließ sterbend seinem Gönner Kardinal Bellay folgende Botschaft sagen: „Melde Monseigneur, daß ich im Begriffe sei, ein grand peut-être (ein großes Vielleicht) aufzusuchen. Zieh' den Vorhang, die Posse ist aus!" Diese staunenswerthe Selbst-Charakteristik waren seine letzten Worte. Friedrich V., der in die Sterne guckte und nach dem Stein der Weisen suchte, indeß sein Reich fast zertrümmert wurde, hatte sterbend das Bedürfniß, seine Schwäche zu beschönigen. Meine Hände sind rein von Blut!" rief er aus. Eduard Bourgoin, der Dominikaner-Prior, der durch seine frech aufreizenden Predigten den Mönch Clement zum Königsmord verleitete, gestand auf der Folter nichts, aber sterbend sagte er: „Wir thaten wohl, was wir konnten, nicht aber, was wir wollten." Gustav Adolf, dem die Sorge für jeden Einzelnen seines Heeres stets am Herzen lag, sank, tödtlich getroffen, vom Pferde und sagte zu seinem Begleiter: „Ich habe genug, Freund, suche Du nur Dein Leben zu retten!" Und Wallenstein, den sein Mörder aus dem Bette aufscheuchte, bot, als er keine Waffe in seiner Nähe sah, lautlos und trotzig seine Brust dem Todesstreiche. Er starb, ohne ein Wort zu sprechen, und nahm das Geheimniß seines Lebens mit in das Grab. Pappenheim, der furchtbarste Soldat des dreißigjährigen Krieges, der fanatische Streiter der Kirche, dem man auf dem Sterbebette die Nachricht von Gustav Adolf's Tode mittheilte, sagte: „Ich scheide fröhlich dahin, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist." Voltaire, den der Abbé Gaultier fragte, ob er an Jesus glaube, rief unwillig: „Im Namen Gottes, laßt mich in Frieden sterben!" Lessing, dem man diese Episode erzählte, als er schon dem Tode nahe war, sagte: „Wenn Sie mich im Sterben sehen, rufen Sie mir den Notar herbei; ich will mich gegen ihn erklären, daß ich in keiner der herrschenden Religionen sterbe." Josef II. sprach kurz vor seinem Ende die denkwürdigen Worte: „Man schreibe auf mein Grab: Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, all' seine Entwürfe scheitern zu sehen." Lesource, der Girondist, sagte zu dem Richter, der ihm zuletzt das Urtheil nochmals vorlas: „Ich sterbe in einem Augenblicke, wo das Volk seinen Verstand verloren hat; Ihr werdet an dem Tage sterben, wo es ihn wieder findet!"

Um schließlich auch charakteristische Frauenworte zu zitiren: Elisabeth von England: „Mein Königreich für nur noch eine einzige Minute zu leben!" Ninon: „Ich lasse nur Sterbende zurück." Marie Antoinette, die den Scharfrichter auf den Fuß trat, entschuldigte sich bei demselben: „Excusez, monsieur, je ne l'ai pas fait exprès!" und legte ihr Haupt auf den Block. — Madame Roland verlangte auf dem Blutgerüst noch ein Schreibzeug, um die ganz besonderen Gedanken, die sie auf ihrem letzten Gange gehabt, aufzuzeichnen. Schon Goethe hat es bedauert, daß man ihrem Wunsche nicht willfahrte. Die Du Barry rief das Volk um Mitleid an, und als das Beil sich schon senkte, sagte sie: „Noch ein Augenblick, lieber Herr Scharfrichter!" Maria Theresia brach sterbend vor ihrem Bette zusammen, Josef half ihr halb in dasselbe und fragte sie: ob sie nicht schlecht liege. „Ja", sagte sie, „aber gut genug, um zu sterben." Börne, den sein Arzt fragte, was er für einen Geschmack habe, antwortete sterbend: „Gar keinen, wie die deutsche Literatur!" Feuchtersleben, der Seelendiätetiker: „Auf einem andern Stern beginnt es wieder!" Karl Giskra hielt, im Bette aufgerichtet, sterbend eine einstündige Rede. Niemand verstand sein leidenschaftliches, von lebhaften Gesten begleitetes Gemurmel, bis er vollkommen erschöpft zurücksank und mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte ausrief: „Ich bin fertig!"

Vielleicht weniger charakteristisch, aber doch interessant sind auch die folgenden letzten Worte Maximilian I.: „Was meint Ihr, daß Ihr einen sterblichen Menschen sterben seht?" Maximilian II.: „Meine glücklichste Stunde ist gekommen." Alfieri: „Drück' mir die Hand, theurer Freund, ich sterbe." Chatham: „Theurer Cambden, rette mein Vaterland!" Mirabeau: „Laßt mich bei den Tönen der Musik sterben!" Napoleon I.: „Eine Heeressäule!" Ludwig XV.: „Man muß! Man muß!" Ludwig XVI.: „Ich sterbe unschuldig, ich verzeihe meinen Feinden und dir, unglückliches Volk!" Washington: „Alles geht gut!" Wellington: „Es geht gut." Kant: „Es ist gut." Schiller: „Immer besser, immer ruhiger." Mozart: „Laßt mich nur noch zum letzten Male Musik hören!" Beethoven, der sterbend von der „Faust"-Musik, die er noch schreiben wollte, phantasirte: „Schade — schade . . . zu spät!" Nelson: „Ich habe meine Pflicht gethan und danke Gott dafür." Marat: „Mord!" Lord Byron: „Sieh', der Zeitpunkt zum Schlafen!" Walter Scott: „Ich fühle, daß ich zu mir selbst zurückkehre." Locke: „Genug!" Und um mit dem berühmtesten von Allen zu schließen, Goethe: „Mehr Licht!"

Mit einigem guten Willen kann man auch diese Worte fast sämmtlich als psychologisch merkwürdig gelten lassen. Möchten doch Aerzte und Andere, die dem Tode öfter ins Auge zu sehen Gelegenheit finden, sich angeregt fühlen, den Sterbenden nicht allein mit dem Blicke des Physiologen, sondern auch ein wenig mit dem des Psychologen zu betrachten! Ich bin überzeugt, daß wir dann mit der Zeit zu ganz interessanten Resultaten gelangen würden. Montaigne scheint mir den Grundstein zu einem Werke gelegt zu haben, das meines Wissens noch nicht geschrieben ist, zu einem Werke, das einer „Psychologie des Todes" sehr ähnlich werden dürfte.

Wem diese Idee unfruchtbar dünkt, der kann sich durch einen flüchtigen Blick in das Reich der Dichtung, diesen idealen Spiegel der Volksseele, leicht vom Gegentheile überzeugen. Die Art, wie große Dichter ihre Gestalten sterben lassen, ist ebenfalls fast immer in hohem Grade charakteristisch, und Shakespeare, der König unter den Dichtern, bleibt auch in diesem subtilen Zuge unbewußt immer der König. Man vergleiche mit ihm noch Schiller und Goethe und man wird verstehen, was ich beweisen will. Götz ruft sterbend: „Freiheit! Freiheit!" und — Marie haucht mit ihrem letzten Athemzuge: „Clavigo!" Shakespeare meißelt mit dem letzten Herzschlage seiner Gestalten noch an ihren Zügen: „Grüß' meinen lieben Herrn!" sagt die sterbende Desdemona, und Hamlet spricht sein tiefes Wort: „Der Rest ist — Schweigen."

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (E. Röstel) in Posen.